Die Einsiedelei



Nachtrag zu meiner Ankunft

Eigentlich schreibe ich diese Zeilen für mich. Es ist ein Tagebuch, auch wenn es nur ein Heft ist. Sollte einem Fremden dieses oder ein anderes meiner Hefte in die Hände fallen, möge er den Anstand und die Freundlichkeit besitzen, es verschwiegen an meine Familie weiterzuleiten. Er wird sie auf unserem Schiff, der ‹Black Maiden› antreffen. Wenn dies nicht möglich ist, bitte ich, das Schriftstück verschlossen für die Familie ‹Rebello› beim nächsten Hafenmeister zu hinterlegen. Vorab, meine Eltern sollen sich keine Sorgen machen!

Obwohl, sie rechnen bei mir mit dem Schlimmsten. Meine Mutter zumindest, bei meinem Vater bin ich mir nicht so sicher.

Ich denke, er hätte mir auf die Schulter geklopft. «*Jack, du bist gestrandet*», würde er sagen, «*in stürmischer See, die dich an ein unbekanntes Ufer warf.*» So, oder so ähnlich hätte er gesprochen und dabei gelacht. Er ist der Einzige, der mich ‹Jack› nennt. Klar heiße ich Jack, aber alle anderen nennen mich ‹Jarebo›. Es ist so ähnlich, wie bei meinen Vater, den sie heimlich ‹Jomaro› nennen. Ich weiß, er mag es nicht, er zieht kurz und bündig ‹Käpten› vor.

So, wie ich ihn kenne, hätte er sich, nach Kenntnis meiner Situation, eindringlich an mich gewandt: «*Nun Jack, was willst du jetzt tun?*» Und er hätte ohne Pause, ohne Antwort abzuwarten, von mir gefordert: «*Sieh zu, wie du klarkommst!*» Ein weiteres Mal hätte er mir auf die Schulter geklopft, wie immer auf die gleiche Stelle: «*Du verstehst, ich habe meine eigenen Sorgen!*»

So hätte ich es erwartet. Und jetzt, wie soll ich klarkommen, mein Boot ist in der Brandung zerbrochen. Es gibt keinen Weg

zurück und ich kann nur hoffen, dass mein Vater nach uns sucht.

Uns, ich meine Butch und mich, wir beide konnten uns retten. Obwohl mein Vater keine Ahnung von Butch hat. Ich kenne ihn selbst erst wenige Stunden. Butch, den Namen habe ich ihm gegeben, ist ein Hund.

Am besten, ich fange von vorne an: Es war ein harter Tag. Wir auf der ‹Maiden› jagten ein Schiff mit rotem Segel, was an sich schon merkwürdig ist, weil zu auffällig und von Weitem sichtbar. Wie etwa: «*Hier bin ich, fangt mich doch!*» Wir ließen uns nicht zweimal bitten und gaben Tuch hoch bis zum Topp. Es ging heiß her, mal lag er besser am Wind, mal hatten wir das Nachsehen, wie Katz und Maus. So ging es bis zum Abend und die Nacht machte uns zum Gejagten, denn irgendwann hatten wir den Roten überholt, er lag neben uns und gab uns Saures. Ein Schuss beschädigte unser Ruderwerk und wir schlingerten bei voller Fahrt. Das Beiboot musste runter und

ans Ruder gebunden werden. Nur so konnten wir den Kurs halten, weg vom roten Segler und aus der Reichweite seiner Geschütze. Ich übernahm die Aufgabe, quasi als Steuermann, mit dem Beiboot das Ruder zu dirigieren. Zum Glück nur bis zum Morgengrauen, denn dann zog Nebel auf und wir entwischten.

Das Ruderwerk hatte man inzwischen repariert und man warf mir ein Seil zu, um mich und das Boot einzuholen. Ich löste die Verbindung zum Ruder und zog mich längsseits heran. Leider riss das Seil, ich wurde abgetrieben und verlor die ‹Maiden› aus den Augen. Rufen half nicht, sie war unter Segel zu schnell. Das Beiboot hingegen verlor an Fahrt, bis es dahindümpelte. Ich legte die Riemen aus und pullte in die Richtung, in der ich die ‹Maiden› vermutete. Nichts, der Nebel verbarg alles.

Gegen Mittag klarte es auf. Der Wind hatte nachgelassen und ich erkannte in der Ferne die Silhouette eines Schiffes. Ich hielt darauf zu, bis ich das rote Segel entdeckte.

Was sollte ich tun? Der Rote hatte keinen Wind und schaukelte in den Wellen. Ich besann mich der Rechte von Schiffbrüchigen und ruderte heran. Seltsam nur, dass niemand mich entdeckte. Ohne fremde Hilfe band ich mein Boot fest und kletterte verwirrt die Strickleiter hinauf. Kein Mann war an Deck, nur widerwärtiger Gestank und Dreck. Das Schiff knarrte und ich umklammerte das Heft meines Degens. Vorsichtig schlich ich unter Deck. Nichts, keine Seele war zu entdecken, selbst die Kombüse war leer, und auf allen Töpfen und Pfannen lag Staub. So unordentlich wie dieses Schiff geführt wurde, fragte ich mich, wie konnte es in der vergangenen Nacht gegen die ‹Maiden› bestehen?

Behutsam stieg ich tiefer in den Bauch des Schiffes. Ich weiß, was Angst ist: Es läuft einem eiskalt den Rücken herunter. Genau so ist es. Jeden Augenblick würde ich auf etwas stoßen, ob tot oder lebendig.

Nichts, nur ein Wimmern. Leise und doch eindringlich. Ich folgte den Lauten,

die aus dem Zwischendeck kamen. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit und ich schlich vorwärts bis zum Bug. Lichtkegel strahlten durch die Löcher der Decks und in ihrem Schein entdeckte ich eine Reihe Käfige. Alle waren leer, bis auf einen, in dem ein Hund hockte und winselte. Behutsam öffnete ich das Schloss und zog ihn aus seinem Verlies. Der Kleine zitterte am ganzen Körper und ich trug ihn nach oben.

Wieder an Deck sondierte ich die Lage. Für eine Prise gab das Schiff wenig her, denn alles war alt, morsch, abgerissen oder schlicht verwahrlost.

Ich gestehe, ich fühlte mich nicht sonderlich wohl. Ständig drehte ich mich um, weil ich einen Hauch oder eine Stimme hinter mir wähnte. Hier mochte und wollte ich nicht bleiben. Zudem gab es nichts, was mir weiterhalf: Kein Wasser, kein Proviant und mir war klar, allein kann ich das Schiff nicht führen. Ich suchte vergebens nach einem Anker, aber fand nichts dergleichen.

Zum Schluss gab ich auf. Egal, ob ich an Bord blieb oder die ‹Maiden› das Schiff später aufbrachte. In beiden Fällen wäre mein Anteil an der Prise gleich und an einer Welle lässt sich ein Schiff nun mal nicht festbinden. Ich packte den Hund, stieg ins Beiboot und stieß mich vom roten Segler ab. Erleichtert ruderte ich nordwärts. Nach meiner Schätzung sollte die ‹Maiden› dort liegen, denn ohne Wind kommt auch sie nicht von der Stelle. Leider umsonst! Ich entdeckte nichts, nur eine Wolke, ein Nebel in der Ferne.

Je näher wir kamen, umso lausiger wurde das Wetter. Es dauerte nicht lange und wir wurden zum Spielball der Elemente.

Wie schon erwähnt, wurden wir an ein Ufer gespült. Soweit ich es beurteilen kann, ist dies eine Insel. Ich krabbelte erschöpft durch den Sand bis zur Baumgrenze und Butch folgte mir. Dort harrten wir aus, bis sich das Wetter verzog. Verzweifelt suchte ich nach den Überresten meines Bootes.

Ich fand lediglich ein paar Planken. Wütend schleuderte ich sie tief in die Brandung und nannte mich zugleich einen Narren. Warum habe ich keine Botschaft auf die Planken geritzt? Aber, wie hätte ich meine Position mitteilen sollen? Etwa so: nach dem Nebel links und dann weiter bis zur nächsten Wolkenbank! Möglicher weise sichtet die Besatzung der ‹Maiden› die Bretter.

Erkennt man in ihnen die Reste des Beibootes, wird man mich für ertrunken halten und eine Suche abbrechen. «*Wozu auch*», fluchte ich entmutigt, angesichts der Brandung vor der Insel und der Weite des Ozeans. Es ist sinnlos, sich gegen Urgewalten zu stemmen.

Ich irrte mit Butch ohne Plan umher, wir fanden Süßwasser und später einen Unterstand: Eine Hütte, keinen simplen Bretterverschlag, sondern eine mit vier Wänden, einem Vorbau und einem dichten Dach. Alles in allem erstaunlich neu, winddicht und solide.

Das Beste waren die Kisten, die ich in der Hütte fand: Kochutensilien und vieles

mehr, was man auf einer Insel braucht. Zugleich fühlte ich mich wohler und ließ mich vor der Hütte in den Sand fallen. Vor mir liefen Einsiedlerkrebse an der Wasserlinie entlang. Sie sehen ulkig aus, etwa wie Hände, die aus einer Muschel herausgreifen. Sie waren auf der Suche nach Nahrung oder einer größeren Behausung. Vor Kurzem bin ich ebenfalls hier entlang gekrabbelt. Natürlich nicht freiwillig, aber was solls. Ich war erschöpft, müde, schlief ein und träumte.

Wie bereits schon einmal beschrieben, spielte mein Vater im Traum die ewig gleiche Rolle. Er klopfte auf meine Schulter und seine Ratschläge brachten mich nicht weiter. Ich mache ihm keine Vorwürfe, er ist der beste Vater der Welt und trägt keine Schuld an meinem Schlamassel. Aber ich denke, wir haben jeweils unsere ‹eigenen› Probleme.

Tag eins nach meiner Ankunft

Ich wachte am Morgen auf, die Sonne stand bereits eine Handbreit über dem Horizont, der Wind hatte nachgelassen und die Tide eingesetzt. Der Strand zeigte sich von seiner besten Seite und in der Ferne übertönte das Geschrei der Möwen das Rauschen des Wassers. Zufrieden mit sich selbst gähnte Butch ausgiebig und entspannt. Offensichtlich hat er sich bereits mit seinem Los abgefunden. Mit einem «*Wuff*» ließ Butch den Kopf in den Sand sinken, und gab sich der Restmüdigkeit hin, so, als erwarte er von mir den ersten Schritt!

«*Lass dich nicht hängen*», schnauzte ich ihn an. Im gleichen Augenblick wurde mir klar, dass ich mich wie mein Vater anhörte. Butch schien es wenig zu beunruhigen, er öffnete nur mühsam die Augen. Enttäuscht drehte ich mich zur Seite und strafte ihn mit der gleichen Ignoranz. Später, viel später, rafften wir uns auf und suchten den Strand ab. Trockenes Holz gab es reichlich.

Dazu dieser unberührte Sand, in dem sich bei Ebbe Muscheln verkriechen. Butch ist ein Meister im Aufspüren dieser Schalentiere, er findet sie in Mengen. Meine Aufgabe besteht darin, die Schalen zu öffnen. Butch schaut mich dann schief von der Seite an und fordert seinen Anteil. Zugegeben, er hatte es sich verdient und ich werde ebenfalls satt.

Satt und ausgeruht durchstöberte ich die Kisten. Gold, Edelsteine oder dergleichen hatte ich nicht erwartet. Wofür auch, Macheten, Schaufeln und Schreibzeug sind nützlicher. Unweit der Behausung entdeckte ich ein leeres Fass. Sein Geruch glich jenem billigen Fusel, den die Mannschaft auf der ‹Maiden› zu trinken pflegte. Ich erinnerte mich an die Bretter, die ich am Tag zuvor sinnlos ins Meer geworfen hatte. Ich ritzte eine Botschaft ins Holz, verschloss das Fass und trug es in die Brandung, wo ich es den Wellen überließ.

Zurück in meiner Behausung, meiner kleinen Burg, begutachtete ich die

Schaufeln. Sie waren so gut wie neu und mir ist klar, so was lässt man nicht zurück. Zwar gibt es auf einem Schiff für Schaufeln keine Verwendung, aber für die Schatzsuche sind sie unentbehrlich. Nur, was soll ich hier auf der Insel mit einem Schatz anfangen? Ich beschloss, die Schatzsuche ‹zunächst› zurückzustellen. Die Einsicht kam gerade noch rechtzeitig, bevor ich meine Kraft sinnlos vergeudet hätte.

Ich denke, mit den Schreibheften kann ich mehr anfangen. So wie jetzt, um meine Gedanken zu sammeln. Ich habe gehört, dass Einsiedler zu allerlei Sonderbarem neigen. Schnell vergessen sie Zeit, Sprache und Sitten. Einige von diesen Unglücklichen hatte man nach Jahren zahnlos und brabbelnd aufgegriffen. Für die Zivilisation waren sie verloren, und jetzt droht mir das gleiche Schicksal. Ein Problem sei, so die einhellige Meinung, dass sie niemanden zum Reden haben. Es gibt Bücher darüber mit allerlei Ratschlägen. Es

sei äußerst wichtig, so eine der Anleitungen, eine Aufgabe zu haben.

Andererseits ist Müßiggang verlockend und ich bin zunächst geneigt, ihm für heute nachzugeben. Es ist bequem, ich gebe es zu. Aber was soll es, ich habe kein Wasser unterm Kiel, liege auf dem Trockenen, bin satt und an keine Weisung gebunden! Auf See ist das anders, da gilt das Wort des Käptens, meines Vaters. Aber jetzt bin ich hier an Land und niemandem mehr verpflichtet. Mit Ausnahme von Butch und es scheint, wir sind ein gutes Team.

Tag zwei nach meiner Ankunft

Ich denke, es lohnt sich, zuweilen im Tagebuch nachzuschauen, was mich am Tag zuvor antrieb. Man hört sich selbst, zumal es an anderen Ratgebern mangelt. Butch ist zwar ein perfekter Zuhörer, aber auch einer ohne Fragen, Widerspruch oder gar zweifelhaften Vorschlägen.

Es ist gut möglich, dass sich meine Sicht nach einem Tag Müßiggang komplett geändert hat. Was wird bleiben nach dem täglichen Einerlei, der immer gleichen Muschelsuche zwischen Ebbe und Flut oder das Schlafen im warmen Sand? Was fängt man mit der Zeit an, wenn sie im Überfluss zur Verfügung steht? Am Ende werde ich vor Langeweile sterben. Möglich, dass man hier später meine gebleichten Knochen findet und den Ort daraufhin ‹Skelettbucht› nennt.

Ich könnte meinen Unterschlupf, meine ‹Burg›, ausbauen? Nur, sie ist perfekt, an ihr gibt es wenig zu verbessern. Auf Erkundung gehen wäre eine Lösung, ein Floß zu bauen eine andere.

Pläne über Pläne, nur wo fange ich an. Schön wär es, wenn ich einen Hinweis zum Verbleib der Seefahrer fände, denen ich diesen Unterschlupf zu verdanken habe. Der Gedanke lässt mich nicht los, dass sie von hier zu einer Expedition aufbrachen, angeführt von einem Forscher oder Entdecker. Möglich, dass sie einen Schatz

suchten oder vergruben. Nur, die Schaufeln hatten sie dann hier vergessen. Wie auch immer, sie hatten einen Weg gefunden oder wurden gefressen! Vielleicht sind sie durch die Brandung zurück zu ihrem Schiff gerudert? Aber nein, dann hätten sie die Ausrüstung mitgenommen! Es ist schon seltsam, ich rede mit mir und widerspreche mir im gleichen Atemzug.

Die Düne hinter meiner Burg hatte ich schon am Tag zuvor bestiegen, dahinter wird der Dschungel undurchdringlich. Links und rechts begrenzen schroffe Felsen meine Bucht. Im Osten erkannte ich Mangroven und vorgelagerte Riffe beherrschen den Westen. Nach Süden breitet sich dieser einladende Strand aus, leider nur ein Stück weit, denn davor tobt schon die Brandung.

Wie gesagt, im Norden ist diese grüne Hölle, aus der gelegentlich ein Grollen ertönt. Es könnten Vulkane oder unbekannte Tiere sein. Diese Befürchtungen stelle ich aber zunächst

zurück, denn alles, was ich wirklich in der Ferne erkenne, ist ein Berg, umgeben von tief hängenden Wolken. Dort scheint es, begleitet von einem Gewitter, zu regnen.

Mir wird klar, was ich suche, ist ein Ausweg aus diesem Paradies. Der Bach mit Süßwasser erscheint mir am ehesten geeignet. In seinem flachen Bett gibt es wenig Dickicht. Butch und ich hatten ihn kurz nach unserer Ankunft entdeckt.

Etwa gegen Mittag brachen wir auf. Mit einer Machete bewaffnet schlug ich neben dem Bach eine Schneise durch die Schlingpflanzen. Wenn, dann haben die Seefahrer diesen Weg genommen, es sei denn, sie wurden vorher gefressen. Je tiefer ich vordrang, je weiter ich mich vom Strand entfernte, umso verlorener kam ich mir vor. Angst beschlich mich, ähnlich wie auf dem roten Segler. Auf der Suche nach Schlangen galt mein Blick dem Boden um mich herum. Ich hatte von Exemplaren gehört, die einen ganzen Menschen verschlingen können. Butch dagegen blickte suchend nach oben. Überall Vögel, deren Rufe er nicht verstand

und das Gebrüll von Affen, alles eingebettet in feuchtschwüle Luft und garniert mit blutsaugenden Insekten.

Ausflüchte halfen nicht, ich hatte mich für diesen Weg entschieden und aufgeben kam nicht infrage. Dieser Gedanke trieb mich eine Zeit lang voran, bis ich erschöpft stehen blieb. Die Hitze setzte mir zu und Schweiß ran mir übers Gesicht. Dunst lag über dem Boden und ich schleppte mich bis zu einem Teich, der sich in einer Windung des Baches gebildet hatte. Sein Wasser war klar und an den wenigen Stellen, an denen die Dunstschwaden freie Sicht zuließen, waren die Steine auf dem Grund zu erkennen. Sonnenlicht brach durch das Blätterdach und ließ die Wellen blinken. Ich setzte mich auf einen Baumstamm, um eine Weile innezuhalten, und schaute dem Spiel des Lichts zu. Je länger ich aufs Wasser starrte, desto mehr erkannte ich: Ein Frosch, winzig klein und grünschillernd saß auf einem Blatt, das im Wasser schaukelte. Darunter ein Fisch, kaum größer als mein kleiner Finger. Er schwamm in einer

Gruppe, wie in einem Ballett und ihre Schatten tanzten auf dem Grund des Teichs. Sie umkreisten dabei einen Stein, der sich strahlend vom hellgrauen Grund abhob: Gold, Edelsteine, ein Knauf oder Scherbe?

Ich beugte mich vor, um nach dem glitzernden Teil zu greifen, rutschte vom Stamm und stürzte ins Wasser. Überrascht hielt ich den Atem an und ruderte mit den Armen. Sand wirbelte auf und meine Hand tastete den Grund ab. Ich fand das Teil und tauchte inmitten einer Nebelschwade auf. Ohne Orientierung suchte ich Halt, bis ich eine Wurzel fand und mich hustend ans Ufer zog. Irgendwie verlor ich dabei meine Beute, die ich eben vom Grund geborgen hatte. Butch stand am Ufer, hechelte erregt und leckte mir durchs Gesicht. Ich wartete eine Weile, bis sich die Oberfläche des Teichs wieder beruhigt hatte, und durchstöberte erneut den Grund. Nichts, die Fische waren verschwunden und vom Frosch war nur eine Bewegung zwischen den Farnen am Rand des Teiches zu

erahnen. Ich hielt Butch fest, der bereits zum Sprung angesetzt hatte, denn ich habe gehört, so ein Frosch kann giftig sein. Einige Arten sondern über die Haut Stoffe ab, die die Sinne verwirren oder Schlimmeres bewirken. Daher sollte man sich hüten, einen Frosch zu küssen oder gar eine Kröte zu schlucken.

Ein kurzer Windhauch fegte den Dunst einen Hang hinauf. Für einen kurzen Augenblick glaubte ich, eine Gestalt in den Nebelschwaden zu erkennen, bevor sich die Reste im Norden zwischen lichten Bäumen endgültig auflösten. Scheinbar hatten wir den dichten Dschungel und die Schlingpflanzen überwunden, ab hier würde uns der Weg nach Norden leichter fallen. Doch ich war müde, durchnässt und brauchte eine Pause.

An den Tagesablauf auf dieser Insel habe ich mich noch nicht angepasst: Offensichtlich nimmt die schwüle Luft am Mittag zu, danach kommt Wind auf und am frühen Nachmittag setzt Regen ein. Wie

auch immer, ich hatte vorerst genug und kehrte zum Strand zurück. Es mag sein, dass mich meine sichere Burg am Strand rief, der Müßiggang oder das Meer mit seiner frischen salzigen Luft. Butch und ich, wir aßen uns erst einmal satt und schliefen unter dem Vordach unserer Behausung ein.

Es war später Nachmittag, als ich aufwachte. Eine leichte Brise hatte die Hitze vertrieben und die Flut hatte ihren Scheitel überschritten. Ich brauchte noch Feuerholz für den Abend und suchte daher den Strand ab. Ich war enttäuscht, als ich die Reste des Fasses entdeckte. Es lag zerstört inmitten der Bohlen meines Bootes, die ich Tage zuvor ins Meer geworfen hatte. Offensichtlich ist die Strömung und Brandung auf der Südseite der Insel zu heftig. Mir wurde klar, hier komme ich mit einem Floß nicht weiter! Somit bleibt uns nur der Dschungel als Ausweg.

Tag drei nach meiner Ankunft

Am Morgen stapften wir in aller Frühe erneut los, denn ich wollte nicht von der schwülen Luft ausgebremst werden. Schnell erreichten wir den Teich und eilten durch einen lichten Wald bergan. Am Vortag war Butch hinter mir her getrottelt, um nicht von der Machete getroffen zu werden. Jetzt war der Weg frei und er lief schnüffelnd voran. Kein Rascheln entging ihm und ich gewöhnte mich daran, ihm zu folgen, bis er abrupt stehen blieb.

Das Grollen, das aus Butchs Brust drang, weckte meine Aufmerksamkeit und ich blickte mich um. Eigentlich hatte ich mich an das gedämpfte Licht unter dem Blätterdach gewöhnt, doch das wenige, was ich erkannte, war eine Nase. Eine Nase, wie seltsam, wo kam die her und wo war der Rest. Das Nächste, was ich sah, waren nackte, schmutzige Füße. Dazwischen schillerte es in den Farben der Umgebung. Nur langsam hob sich der Umriss einer kleinen, rundlichen Gestalt vom Wald ab.

Butch gab ein kurzes «*Wuff*» von sich, die Gestalt kehrte um und lief davon. Ohne recht zu überlegen, stürmten wir hinterher. So kam es, wie es kommen musste: mitten im Lauf wurden wir unsanft gebremst und schnellten wie von einer Feder getrieben nach oben. Wir waren in eine Falle getappt. Ich fluchte ob meiner Dummheit und sah mich schon in einem Kochtopf.

Zum Glück war diese Falle nicht für uns gebaut. Sie hielt dem Gewicht nicht stand, riss und wir plumpsten zu Boden. Schnell raffte ich mich auf. Zu spät, denn wir waren bereits umringt. Einen Atemzug lang herrschte Stille, bis Butch sich einer der Nasen näherte. Diese wich zurück und stieß an ein Hindernis. Ein Korb fiel zu Boden, heraus kullerte ein Ei und zerbrach. Butch war nicht mehr zu halten. Im Nu hatte er das Ei aufgeschleckt. «*Eierdieb*», schimpfte einer der Nasen und ein Weiterer kicherte ansteckend. Ich musste ebenfalls lachen und wir kamen uns staunend näher.

Wie vermutet, gehörten Nasen und Füße zusammen. Den Rest dazwischen verdeckten Umhänge mit Kapuzen. Zur Tarnung versteht sich, denn darunter steckten ganze Kerle. Etwas kürzer als gewohnt und ohne spitze Ohren. ‹Insulaner halt›, könnte man sagen. Es gab hell- und dunkelhaarige, krause und solche mit glatten Haaren, eine bunte Mischung.

Es waren Jäger und wir hatten eine ihrer Fallen ausgelöst. Sie jagten Vögel in der Größe von Truthähnen. Wie sie mir erklärten, sind diese Tiere durch Federn getarnt und daher nur mit Netzen zu fangen. Den gefangenen Vögeln rupfen sie ein paar Federn aus und lassen sie wieder frei. Sie verfolgen dann die so Enttarnten und gelangen zu deren Nestern. Das Fleisch dieser Vögel sei zäh und wenig schmackhaft, beklagten die Jäger, aber die Eier seien ein Genuss und aus den Federn könne man diese schillernden Umhänge knüpfen.

Es ist erstaunlich, sie verstanden meine Sprache. Zwar antworteten sie nicht

akzentfrei, aber bitte! Meine Erscheinung schien sie nicht zu überraschen, offenbar war ich nicht der erste Fremde. Ich dagegen war unsicher, denn ihren vollständigen Speiseplan kannte ich noch nicht. Nach kurzer Verhandlung luden sie uns in ihr Dorf ein.

So erstaunlich wie die Einwohner ist auch ihr Dorf: In den Bäumen hängen Hütten und im Boden unter den Wurzeln gibt es Höhlen. Die Unterkünfte in den Baumwipfeln sind nur über Strickleitern zu erreichen. Ich finde es umständlich, aber ich denke, sie haben ihre Gründe.

Butch und mir stellten sie eine Höhle zur Verfügung. Mir war es recht, nicht in die Bäume klettern zu müssen, denn ich misstraute ihren Flechtkünsten. Bevor ich mich aber häuslich einrichten konnte, drängte man mich zum Dorfplatz. Dort drückte man mir ein Stück Käse und einen Krug Bier in die Hände.

Ein leckeres Bier, ich habe heute schon einige Krüge davon getrunken und mit Bier kenne ich mich aus. Zusammen mit dem

Käse reift das Bier in den Höhlen. Ich bin mir sicher, der Käse ist der Grund für die Behausungen in den Wipfeln. Es sei denn, man hat reichlich Bier getrunken, dann sind die Höhlen die bessere Wahl. Wer ihn nicht kennt, den Käse, der sollte ihn einmal probieren, auch wenn der Geruch die Bewohner in die Bäume treibt.

Mehr als Bier und Käse lieben die Einheimischen allerdings Geschichten. Sie sind nicht zu stoppen, wenn sie einmal erzählen. Nur an die Art, wie sie vortragen, sollte man sich gewöhnen. Reden und kleine Gesten genügen ihnen nicht, sie bringen sich mit ganzem Körper ein, und sie quetschten mich aus: Ich berichtete von meiner Ankunft, den Hinterlassenschaften der Seefahrer, und natürlich fragte ich nach einem Weg «*Fort von dieser Insel*».

Bei der Erwähnung der Seefahrer wurden sie unleidlich: Es seien schreckliche Gesellen, behaupteten sie. Sie erschienen mit ihrem Schiff am Strand und versetzten alles in Aufruhr. Lautstark durchkämmten

sie den Wald und fällten Bäume. Dann waren sie mit einem Schlag verschwunden. Das Letzte, was man von ihnen hörte, war Lärm, der aus den Mangroven kam. Es sei hoffnungslos für die Seefahrer, denn den Sumpf überlebe keiner. Sie selbst meiden diese Gegend.

Die Frage nach «*Fort von dieser Insel*» umgingen sie. Stattdessen berichteten sie von einem ehrwürdigen Mann, der oben im Gebirge wohnt. Früher habe man ihn häufig zurate gezogen. Das sei aber lange her und nur die Ältesten im Dorf erinnern sich an Geschichten über ihn. Jahrzehnte lang habe er sich nicht mehr blicken lassen, doch erst vor Kurzem sei er wieder aufgetaucht und habe seltsame Fragen gestellt. Der Weg hoch zu ihm wäre schwierig, erklärten sie mir. Dennoch, es sei das Klügste, wenn ich ihn aufsuchen würde. «*Morgen*», empfahl man mir, denn es sei bereits zu spät.

Jetzt, tief in der Nacht, sitze ich neben Butch in der uns zugewiesenen Wohnhöhle und schreibe alles nieder. Butch schnarcht,

satt und selig, er hat keine Fragen. Ich dagegen bin aufgewühlt und es fällt mir schwer, alle Bedenken abzulegen. Zwar habe ich keinen Kochtopf in verräterischer Größe entdeckt, aber sicher bin ich mir nicht, denn der Verbleib der Seefahrer ist nach wie vor unklar. Ich hoffe, noch vor dem Morgengrauen eine Mütze Schlaf zu bekommen.

Tag vier nach meiner Ankunft

Am Morgen bat man mich erneut in die Dorfmitte. Man hatte sich für meinen Abschied vorbereitet: hier eine Ansprache und dazwischen Geschenke, einen Haufen Eier, etwas Höhlenkäse und ein Fässchen Bier. Leider konnte ich mich nicht revanchieren. Zum Schluss wurde mir ein Fährtensucher empfohlen. Es war der Sohn ihres Dorfchefs. Butch hatte ihn bereits ins Herz geschlossen! Ich war mir sicher, dass dies mit dem Käse zusammenhing, den Thoran, so hieß der Sohn, in der Tasche

trug und von dem Butch reichlich abbekam. In der Sache war es dennoch entschieden.

Um das Ganze zu beenden, erklärte ich kurzum, dass die Zeit gekommen sei, loszuziehen. Hätte ich nicht gedrängt, wäre der Berg der Geschenke weiter angewachsen, oder schlimmer, man hätte Reden geschwungen bis zum Abend und dazu Bier gereicht. Ich denke, an so einem Tag kommt man nicht mehr fort.

Thoran und ich, wir schnürten die Bündel und verließen mit Butch den bewaldeten Hügel in Richtung Norden. Weit weg vom Strand, von meiner sicheren Burg und hin zu diesem nebligen Berg. Bewusst wählten wir den Weg in Sichtweite des Baches.

Das Gelände stieg an und der Wald wich lichtem Gehölz. Hier wuchsen Pflanzen, deren Früchte ich nicht kannte, sie erinnerten an Bananen, Kakao und dergleichen. Der Nachmittag brachte sanften Regen und wir legten eine Pause unter dem Schutz eines Baumes ein. Der betörende Duft der Blüten vermischte sich

mit der Frische des abklingenden Schauers und das Geprassel der Tropfen auf den Blättern nahm ab, bis nur noch das Gezwitscher der Vögel zu hören war. Mit Ihrem bunten Gefieder und den Posen stolzierten sie umher oder turnten auf den Zweigen. Dabei präsentierten sie ihre Federkleider mit dem gleichen Stolz, wie Richter Roben und Frauen Gewänder tragen.

Wir genossen das Schauspiel und ich riss, ohne nachzudenken, an einer Frucht des Baums über mir. Der Ast schnellte zurück und einer der Vögel legte gellend Protest ein. Im Nu war Aufruhr und wir deren Mittelpunkt. Die eben noch majestätischen Vögel stiegen kreischend auf und flatterten davon. Dann, ein Grunzen, das auch den Letzten in Panik flüchten ließ. Überrascht drehte ich mich um. Es war zu spät, um zu fliehen, denn ein Eber brach aus dem Dickicht und raste auf uns zu. Thoran reagierte und stieß mich zur Seite. Ich stolperte nach rechts und er fiel nach links. Der Eber sauste zwischen

uns durch und riss eine Staude um, bevor er sich umdrehte. Erneut wollte er sich auf uns stürzen, doch Butch sprang dazwischen. Bellend lenkte er den Eber ab und zog sich langsam tänzelnd zurück, bis er rücklings an einen Baum stieß. Der Eber stand vor ihm und Butch saß in der Falle. Der Angreifer senkte den Kopf und stürzte sich auf ihn. Darauf hatte Butch gewartet: Leichtfüßig sprang er über den Kopf des Ebers und stieß sich von dessen Rücken ab. Der Eber reagierte zu spät und rammte seine Hauer in den Baum, wo er hängen blieb. Wütend versuchte das Tier, sich zu befreien, der Baum bebte und Früchte donnerten zu Boden. Mit einem kräftigen Ruck riss sich der Eber los und drehte sich langsam in die Richtung, in die wir zu fliehen beabsichtigten. Ein Augenblick der Stille, dann ein weiteres Schnauben aus den Nüstern des Ebers und das Scharren der Vorderfüße, mit denen er Dreck hinter sich warf. Erneut stürmte er los.

Was dann im Bruchteil eines Augenblickes passierte, lässt sich

schwerlich beschreiben: Ich glaube, es war ein greller Blitz, gefolgt von ohrenbetäubendem Donnern und Pulverdampf, der alles einhüllte. Im abziehenden Dampf sah man den Eber, wie er unwillig zurückwich, dann schlugen prasselnd Steine neben ihm ein. Das war zu viel für das Tier und mit einem Sprint verschwand er im Unterholz.

«*Knapp, aber rechtzeitig! Keine Sorge, es waren nur Steine im Rohr*», drang es aus dem Zentrum des Dampfes an meine benommenen Ohren. «*Macht hölllisch Lärm, aber wenig Schaden.*» Langsam verzogen sich die Reste des Pulvers und eine kräftige Gestalt, in Leder gekleidet und mit einem Schlapphut, so breit wie ein Sombrero, wurde sichtbar. Nur das rote Seidenhemd und die grünen Kniestrümpfe wirkten befremdlich. In den kräftigen Armen hielt er ein Feuerrohr, eine seltsame Kleinkanone und an der Seite baumelte eine Machete.

«*Onkel Henry*?» Erstaunt und überrascht, wie ich war, wollte ich es nicht

wahrhaben und rieb meine Augen. Ich brachte nichts weiter hervor, nur ein Schweigen. Es war Onkel Henry, der mir das Wort abnahm. «*Jarebo*», sprudelte es aus ihm hervor. «*Ich hätte drauf gewettet! Nur du und dein Vater würden uns suchen und mitten im Nichts finden. Du Teufelskerl!*» Er drückte mich heftig und die Luft blieb mir weg. «*Wo ist die Maiden und wo ist dein Vater?*» Und mit Blick auf meine Vorräte: «*Ho-Ho, ein Fass Bier zum Willkommen, welch noble Geste, aber, was trinkt ihr?*» Es sprudelte aus Onkel Henry heraus, bis er Thoran erblickte, der benommen im Gras lag. «*Ah, einer der Insulaner*», bemerkte er und half Thoran auf die Beine.

Beim Angriff des Ebers war Thoran umgeknickt. Onkel Henry hatte seinen Redeschwall unterbrochen, griff nach einem Ast und brach ihn als Stütze für Thoran zurecht. Ich nutzte die Zeit, Onkel Henry in einer Kurzfassung aufzuklären: von meinem Schiffbruch, von der ‹Black Maiden› und vom ‹roten Segler›. Er hörte

mir zu und wirkte nachdenklich und enttäuscht, als hätte er etwas anderes erwartet.

«*Ja*», ein tiefes Seufzen kam aus seiner Brust, «*ich dachte schon, ihr wäret auf der Suche nach uns! Uns*», er hielt inne und sah mich an: «*Meine Frau, Elena*», und mit einem Zwinkern zu Butch, «*und die kleine Leica natürlich! Überhaupt*», er hielt nochmals inne, setzte die Kanone ab, nahm einen Satz Signalflaggen aus seiner Tasche und schlug sich ins Gebüsch. Wir folgten ihm bis zu einem hohen Stein, von dem aus er mit den Flaggen fuchtelte. Ich bin nicht der Beste in Flaggenkunde, aber, «*..zwei, nein, drei Gäste zum Abendessen*» und «*ihr werdet es nicht glauben*», konnte ich herauslesen.

«*Kommt mit*», drängte Onkel Henry. «*Wir haben einen steilen Weg vor uns*», warnte er und nahm Thoran das Gepäck ab.

«*Steiler Weg*», ich war verwirrt. Wo hatte Henry sein Schiff geankert, doch nicht auf einem Berg? Ich schaute hoch, über uns war nur ein Krater zu erkennen.

Dort oben wird die ‹Charon› mit Sicherheit nicht ankern! Ich unterließ es, zu fragen, denn es ist typisch für Henry: Erst speist er einen mit Halbheiten ab und dann folgen die Überraschungen. Er ist dafür bekannt, die Leute im Unklaren zu lassen und alles mit einer Rolle Seemannsgarn zu umwickeln. Es war schon damals so, in der Zeit, als ich das Handwerk eines Seemanns bei Onkel Henry erlernte. Mein Vater hatte mich zu ihm geschickt. «*Knoten, Tuch oder Ruder*», so mein Vater damals, «*Navigation ist wichtig, um ein Schiff zu steuern, und mit Mathematik kennt sich Henry bestens aus!*» Zudem waren sie Freunde.

An Elena erinnerte ich mich kaum. Ich denke, sie war noch klein und der Name Leica sagte mir bis dahin nichts. Auf seine Frau Rachel und ihren Bruder Carlos war ich gespannt. Bei Carlos hatte ich das Degenfechten gelernt.

Wir machten uns auf den Weg. Mit Rücksicht auf Thoran ging es langsam voran. Eine Stunde später hatten wir die Quelle eines Baches umrundet und kamen

an einen Felsvorsprung. Onkel Henry schaute sich prüfend um, ob uns jemand gefolgt sei, dann durchschritt er ein Gebüsch. Dahinter lag eine Felsspalte, die stetig anstieg und vor zwei Bohlen endete, die über eine Schlucht führten. «*Das ist die letzte Hürde*», meinte Onkel Henry, «*danach sind wir in Sicherheit.*» Butch mochte keine schmalen Bohlen, ich trug ihn hinüber und Onkel Henry zog sie hinter uns ein. Er hieß uns in seinem Unterschlupf willkommen und führte uns hinaus auf ein Plateau. Ein wieselflinker Hund, der auf den Namen Leica hörte, sprang uns bellend entgegen. Für Butch gab es kein Halten mehr und er jagte Leica hinterher. Beide sprangen über Geröll und waren im Nu verschwunden. Ihr Gebell klang hohl und immer leiser. «*Lass sie*», beruhigte mich Onkel Henry, «*die finden schon zurück.*» An der rechten Seite vor einem Felsen stand ein mehrstöckiges Gebäude. Davor lag ein Garten, was mich erstaunte. Das Haus wirkte alt, aber bestens erhalten.

Ich freute mich, Tante Rachel zu sehen. Um so enttäuschender war ihr einsilbiger Kommentar: «*Ihr seid spät!*» Sie kümmerte sich sofort um Thoran. «*Nichts gebrochen*», war ihre knappe Diagnose und, «*ein bis zwei Wochen!*» Unterdessen beäugte mich Elena und meinte, sie hätte mich größer in Erinnerung.

Das Abendessen war ungewöhnlich, aber köstlich. Es gab Eintopf, eine Suppe mit viel Gemüse.

«*Wir werden den Garten vergrößern müssen, und die Jagd sollte mehr einbringen*», bemerkte Tante Rachel etwas später. Wir waren mit Essen fertig und hatten nur wenige Worte gewechselt. «*So schnell werden wir nicht von der Insel wegkommen*», murmelte sie beiläufig. Mir schien, ihr brannte das Thema auf den Nägeln.

«*Mag sein*», antwortete Onkel Henry, «*vielleicht wendet sich jetzt das Blatt?*» Henry lehnte sich zurück und nahm einen kräftigen Schluck Bier. Dann begann er, von

jenem Tag an zu erzählen, an dem ich abheuerte, und wieder zur ‹Maiden›, zum Schiff meines Vaters, wechselte. Nach Stunden kamen wir am Boden des Bierfasses an und die Geschichte war klar.

Das letzte Schiff, das Onkel Henry aufbrachte, war eine Dschunke. Nichts war ungewöhnlich, bis auf einen Mann, der tapfer eine uralte Karte verteidigte.

Sie beschrieb den Standort dieser Insel, auf der es einen Schatz geben sollte. Mehr gab der Mann nicht preis.

Der Sturm riss die Dschunke los und trieb sie davon. Damit fingen die Schwierigkeiten an, die, zuletzt zur «*Meuterei*» führten. Henry und seiner Familie blieb nur die Flucht.

«*Die Karte ist hier, sonst hätten wir diese Pagode nicht gefunden*», erklärte Henry. «*Sie hat uns den Weg gezeigt, der Schatz liegt aber wo anders.*»

Pagode hatte Onkel Henry diese Behausung genannt, ich hörte den Begriff zum ersten

Mal. Laut ihm sähen alle Häuser in China so aus. Was soll ich dazu sagen, ich kenne China nicht?

«*Und die Charon*», forschte ich weiter. «*Ich habe sie gesehen*», stöhnte Onkel Henry, «*in den Mangroven. Bones, dieser Verräter, hat die Mannschaft auf seine Seite gebracht und mit der Ordnung auf dem Schiff ist es wohl vorbei. Nur so ist das Malheur zu erklären: Ich hatte das Schiff nach einem Sturm auf Reede gelegt. In der folgenden Nacht wird die Springflut das Schiff erst zurück aufs Meer und dann in die Mangroven gedrückt haben. Vermutlich schloss sich der Mangrovenwald hinter dem Schiff und versperrte den Rückweg. Nun liegt sie dort in einem Teich unterhalb eines Wasserfalls, wie eine gerupfte Gans. Sie ist vom Rand des Wasserfalls aus zu sehen und gelegentlich hört man Kanonenschüsse. Die Mannschaft wird miese Laune haben*», vermutete Onkel Henry, «*und es ist das Beste, wenn sie uns hier oben auf dem Plateau nicht finden.*»

Tag fünf nach meiner Ankunft

Die erste Nacht in der Pagode, in richtigen Betten, war traumlos. Entspannt wachte ich neben Butch auf, der sich an meine Seite geschmiegt hatte. Dann das Frühstück, ein Luxus, wie lange nicht mehr, selbst Butch kam voll auf seine Kosten. Zum wiederholten Mal hatte ich in Kürze meine Unterkunft getauscht und mich dabei wie ein Einsiedlerkrebs stets verbessert.

Nach dem Frühstück lud Elena uns ein, den Garten zu erkunden. Thoran humpelte eine Zeit lang hinter uns her, bis er sich erschöpft neben der Wasserquelle niederließ und uns zuwinkte, wir sollten alleine weiterziehen. Elena war nicht zu bremsen und sie schlug vor, die ‹Charon› vom Wasserfall aus zu besichtigen. Ich war gespannt, das Schiff nach so langer Zeit wiederzusehen. Vorsichtig schlichen wir zum Rand des Wasserfalls: Unter uns dümpelte die ‹Charon› mitleiderregend vor sich hin, von den Masten waren nur noch

Stümpfe zu sehen. Keiner aus der Mannschaft ließ sich blicken.

Anschließend schlenderten wir am See entlang, der den Wasserfall speiste. Ich schob das mannshohe Schilf zur Seite, damit wir einen Blick auf das andere Ufer werfen konnten. Dabei trat Elena in ein Loch, stolperte und ich fing sie auf. Eine Zeit lang hielt ich sie in den Armen, nur eine Zeit lang. Erstaunt schaute sie mich an. Ich erschrak und ließ sie los. Verunsichert richtete sie sich auf. Ich war verlegen und bat stotternd um Entschuldigung. Eigentlich hatte ich ihren Sturz nicht verschuldet, aber ich konnte in diesem Augenblick nichts anderes hervorbringen. Möglich, dass ich rote Ohren hatte, es kam mir so vor. Zum Glück grummelte es, ein Regenschauer kündigte sich an und wir eilten zurück. Elena schwieg, mir fiel ebenfalls nichts ein, mein Kopf war leer und ich trabte hinter ihr her. In meiner Verzweiflung fragte ich mich, was mein Vater mir geraten hätte und horchte in mich hinein. Wenig! Nicht viel,

nur so etwas wie ein Grinsen und das Altvertraute: «*Sieh zu, wie du klar kommst, ich habe meine eigenen Probleme!*»

Eine Ewigkeit später erreichten wir die Pagode, einen Bau, den Tante Rachel abscheulich findet. «*Zu viele Fenster, Treppen und Winkel*», klagte sie. Elena hingegen findet die Pagode erstaunlich praktisch. So eine Pagode ist ein Haus mit geschwungenem Dach, auf dem ein weiteres, kleineres Haus steht. Das geht so weiter, bis es keinen Platz mehr für ein Haus gibt.

Jetzt sitze ich allein im obersten Haus von vieren und nutze die Zeit, um meine Gedanken zu ordnen und niederzuschreiben. Hier oben ist es ruhig. Nur ein einziger Raum, vollgestopft mit Papier- und Kartenmaterial. Dazu ein Fernrohr, das aufs Meer ausgerichtet ist. Die Luft ist frisch, sie bläst von einer Seite hinein und zur anderen hinaus. Es wäre hilfreich, wenn es durch eines meiner Ohren hinein und zum anderen

hinausblasen würde, um meine Verwirrung rund um Elena zu vertreiben.

Nachtrag zum fünften Tag nach meiner Ankunft

Leider blieb mir nicht viel Zeit, denn Onkel Henry stieg zu mir hinauf. Es war ein langes Gespräch. «*Jarebo*», stöhnte Onkel Henry, als er sich zu mir setzte, «es *war unvermeidlich, das mit der Bruderschaft konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Sicher, wenn man jung ist, mag es funktionieren. Aber mit Frau und Tochter, auf einem Schiff!*» Ich nickte zustimmend, obwohl ich seiner Einleitung nur mit halbem Ohr gefolgt war. Onkel Henry schien es zu bemerken und schlug mir auf die Schulter. Ich frage mich, woher Väter und dergleichen es wissen oder ahnen, sie treffen immer die gleiche Stelle.

«*Lass mich erzählen*», bat er: «*Die Mannschaft hat lange Zeit auf meiner Seite gestanden, unbestritten war ich der Kapitän.*

Aber zum Schluss blieben die Erfolge aus. Weißt du, alles hat eine Vorgeschichte.» Hier legte er eine Pause ein, die er erneut mit einem Seufzer beendete: «*Dann der letzte Fang, die Dschunke, ein Glück, dass uns die Karte in die Hände fiel. Die Mannschaft war hin- und hergerissen, dennoch hatte ich alles im Griff.*

Je näher wir der Insel kamen, desto größer wurde der Schatz. Sicher kennst du es: Fantasie kennt keine Grenzen und was zunächst klein und bescheiden begann, wurde zum Staatsschatz des gesamten chinesischen Reiches. Gier und Misstrauen breiteten sich aus und man tuschelte miteinander.

Kurz vor der Insel brach ein Sturm los, wie ich ihn selten erlebt habe. Wellen brachen über die Reling und das Boot schlug mehrmals gegen Grund. Wer sich nicht an Deck aufhielt, stand an den Lenzpumpen. Zwei der Masten knickten wie Streichhölzer und die Hecktakelage krachte ins Ruder auf dem Oberdeck. Master Lewis, der dort stand,

wurde fortgespült und das Schiff schlingerte steuerlos.»

Ich blickte durch Onkel Henry hindurch und sah in Gedanken Elena an der Lenzpumpe. Genauso schwer atmend, so wie ich sie am See in den Armen gehalten hatte. Das Wasser, das übers Deck brach, hatte sie völlig durchnässt und Ihr Hemd spannte sich bei jedem Atemzug über ihrer Brust.

Henry merkte, dass ich ihm nicht zugehört hatte, rüttelte an meiner Schulter und weckte mich dabei aus meinem Tagtraum. «*Was ist los mit dir*», fragte er. Ich rettete mich mit einem Gähnen und vorgetäuschter Müdigkeit. «*Die letzten Tage*», log ich und hoffte insgeheim, dass Onkel Henry meine Gedanken nicht erraten hatte.

«*Ich nahm eine Axt*», berichtete Henry weiter, «*schlug mich zum Ruder durch und befreite es von den Tauen und Stangen. Kurz vor einem Felsen, der den Untergang bedeutet hätte, griff das Ruder. Ich steuerte*

die Charon gegen die Brandung ins freie Wasser. Ständig wurde das Schiff hochgerissen, um sich im nächsten Augenblick in ein Wellental zu stürzen. Erst gegen morgen flaute der Sturm ab. Wir manövrierten in seichtes Gewässer und setzten das Schiff oberhalb des Strandes auf Reede.

Neben Master Lewis hatten wir vier weitere Männer verloren: Ross, Nathan, Toby und ...» Henry hielt kurz inne und strich seine Haare zurück: «*Carlos! Du wirst Rachels Stimmung bemerkt haben. Sie macht mir Vorwürfe. Gut, dass du nicht nach Carlos gefragt hast.*»

Onkel Henry erzählte weiter und es schien mir wie eine Beichte: «*Ich beschloss, erst das Schiff flott zu machen. Logisch, aber die Mannschaft wollte mit der Schatzsuche beginnen. Für mich hatte das Schiff Vorrang, vor der nächsten Flut musste die Charon wieder seetüchtig sein. Dazu benötigte ich die gesamte Mannschaft. Am Strand, geschützt vor Ebbe und Flut, bauten wir ein*

Lager. Du kennst die Hütte, du hast selbst davon berichtet.

Vor allem brauchten wir Masten. In der Ferne standen Bäume von stattlicher Größe. Ich stellte einen Entertrupp zusammen und gab Larsen das Kommando. Ein schwerer Fehler», bekannte Henry nachdenklich, «*sie kamen nicht zurück. Zunächst hörten wir Axtschläge in der Ferne. Bäume fielen und dann herrschte Stille. Zwei Glasen lang tat sich nichts. Ich schickte einen weiteren Trupp hinterher. Nach kurzer Zeit kamen sie zurück. Im Schlepptau ein paar kümmerliche Masten, aber ohne die Drei. Das Gerücht ging um, sie seien auf Schatzsuche. Ein Murren ging durch die Mannschaft, bis Bones zu mir kam. Die Brunderschaft wolle sich zur Beratung zurückziehen, unterrichtete er mich, und meine Anwesenheit sei nicht erwünscht.*»

Ich kenne die Gepflogenheiten: Klassische Meuterei gibt es auf allen Schiffen, auf Schiffen der Bruderschaft ist es anders. Hier sucht sich die Mannschaft den Kapitän

selbst. Dessen Wort gilt, solange Wasser unter dem Kiel ist. An Land nimmt sich die Mannschaft das Recht, neu über den Kapitän zu entscheiden.

«*Scheinbar wollte Bones mich nicht dabei haben*», so Onkel Henry: «*Ich zögerte nicht lange, mir drohte die Abwahl. Ich gab Rachel und Elena den Auftrag, Wasser vom Bach zu holen. Aber insgeheim riet ich ihnen, dem Bach ins Landesinnere zu folgen. Die geschlagenen Bäume hatten dort eine Gasse durch das Dickicht gezogen, sie sollten diesen Pfad nutzen und ich versprach nachzukommen. Mit der Ankündigung, dass eine Besprechung ohne Rum kaum Gelingen verspricht, eilte ich mit einer Flasche Rum zur Mannschaft. Protest wartete ich nicht ab, sondern kündigte an, ein weiteres Fass zu spendieren.*

Es war nicht meine Absicht, ein Saufgelage zu unterstützen, ich brauchte einen Vorwand, um in meine Kajüte zu kommen. Es galt, die Karte in Sicherheit zu bringen, ein Faustpfand, wenn alle Stricke

reißen. Auf dem Weg fiel mir ein, den Mann im Kerker der Charon zu befreien und mitzunehmen. Den schnellsten Weg zur Pagode kannte ich bereits aus dem Studium der Karte. Mir war klar, dass man den Gefangenen, falls uns die Flucht gelingt, unter Folter befragen würde. Dieses Risiko wollte ich nicht eingehen. Leider wurde der Gefangene bewacht. Für diese Aufgabe hatte man Taio eingeteilt.»

Ich erinnere mich genau an Taio. Er vermochte geschickt mit Werg und Pech umzugehen. Seine Aufgabe war es, den Rumpf des Schiffs ständig abzudichten. Ansonsten wurde er nicht gebraucht. Leider duldete ihn niemand in seiner Nähe, denn er roch wie ein kalter Herd. Zudem klebte Taio sprichwörtlich das Pech an den Händen und Seeleute sind nun mal abergläubisch.

«*Ich packte die Karte ein*», grinste Onkel Henry, «*und dazu mein Logbuch. Ein Fass billigen Fusel wuchtete ich mir auf die*

Schulter und lief zum Kerker der Charon. Ich bat Taio, den Rum ins Lager zu bringen und verlangte den Zellenschlüssel von ihm. Taio schüttelte den Kopf und verwies auf Bones, der den Schlüssel behalten hatte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Taio fackelte nicht lange, nahm das Fass und rannte los.

Die Zeit drängte, mein Verschwinden würde auffallen. Es blieb mir daher wenig Zeit, um mich mit dem Gefangenen abzustimmen. Er verstand mein Dilemma und zeigte mir den Zugang zur Pagode. Folgt diesen Zeichen, klärte er mich auf und verwies auf ein Symbol in der Karte. Wir wünschten uns Glück und ich verschwand durch eine der Geschützluken. Vom Lager aus war diese nicht einzusehen. Ich lief in die Brandung hinein und schlug, geschützt durch die Wellen, den Weg zum Bach ein. Kurze Zeit später hatte ich Rachel und Elena eingeholt.

Wir hatten Glück», lachte Onkel Henry, «*die Mannschaft war beschäftigt. Es dauerte bis sie merkten, dass wir verschwunden waren.*

Von Weitem hörte ich Tumult und Schüsse aus Richtung Strand», seufzte Onkel Henry: «*Jarebo, so ist das mit der Bruderschaft, eines Tages ist es vorbei.*»

Ich war überrascht und fragte, wieso die Mannschaft sie nicht eingeholt und gefangen genommen hatte. Onkel Henrys Miene erhellte sich. «*Ja, sie hätten uns eingeholt, aber Rum macht die Beine schwer*», grinste er, «*das kostet Zeit. Das Symbol, das mir der Gefangene auf der Karte gezeigt hatte, stellte sich als Wegmarke heraus. Wir gelangten unbeschadet durch teils unterirdische Gänge hier auf das Plateau. Hinter uns machten wir die Markierungen unkenntlich.*»

Onkel Henry wartete eine Zeit, dann legte er seine Hand auf meine lädierte Schulter. «*Da ist noch ein Problem*», flüsterte er, «*bei dem du mir helfen kannst. Carlos! Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Möglich, dass Carlos oder die anderen Vermissten Hilfe brauchen. Halte bitte die Augen offen und hilf mir bei der Suche. Aber Vorsicht*», bat er, «*jeden Hinweis solltest du*

zunächst mit mir besprechen.» Ich sagte zu und Onkel Henry überließ mir die Karte zum Kopieren. Er meinte, mit ihr finde ich mich auf der Insel zurecht.

Bevor Onkel Henry ging, bat er mich, ein Bad zu nehmen. Danach solle ich mir etwas Frisches anziehen, empfahl er, und drückte mir Kleidung sowie ein Stück Seife in die Hand. Mit dem Hinweis, ich solle mich schon mal an die hiesige Tracht gewöhnen, stieg er die Stiege hinab.

Onkel Henry hatte recht, mein letztes Bad hatte ich unfreiwillig vor zwei Tagen in einem Teich genommen. Und Seife habe ich schon lange nicht mehr benutzt. Fürs Deck hätte meine Körperhygiene noch gereicht, aber nicht für einen Landgang! Baden ist kein Problem, denn es gibt frisches Quellwasser im Garten. Es läuft dort über ein Becken hinab in die Schlucht.

So ein Plateau ist ideal: Süßwasser im Überfluss, ein üppiger Garten und ein Dach über dem Kopf. Die Insel darunter ist weiträumig und vom Meer umgeben. Die

Einwohner sind freundlich und hilfsbereit. Keinen Grund zu klagen, außer über wütende Wildschweine und die grünen Kniestrümpfe, die aus dem Paket mit frischer Kleidung herauslugten!

Es ist das Beste, zunächst Henrys Bitte zu folgen. Ich überlege, ob ich morgen früh zur Küste aufbreche, um nach den Vermissten zu suchen. Es bietet sich an, mit dem Strand im Süden zu beginnen. Thoran fällt leider wegen seines lädierten Beins aus. Ich muss alleine klar kommen und habe dazu die Karte grob in mein zweites Heft kopiert. Mein erstes Heft ist bereits randvoll. Ich verstecke es zunächst zwischen den Karten und Tabellen im Logbuch der ‹Charon›.

Ende Kapitel 1!
Weiter im Inhaltsverzeichnis!

© Stephan-Michael Kozlowski